

**Zeitschrift:** Der Freidenker [1927-1952]  
**Band:** 24 (1941)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Ein sonderbarer Professor der Theologie  
**Autor:** Haenssler, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-409136>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

legende aber ist der Umstand, dass er gewagt hat, über Kirche und Religion überhaupt frei, prüfend und wägend, nachzudenken; dass er die Schwelle des blinden Glaubens überschritten hat, das hat ihm den Weg zum Freidenkertum geöffnet.

So weit kommen jene Lauen aber nicht. Zwar nehmen sie Gott und die Kirche nicht mehr ernst, aber sie wollen's mit ihnen auch nicht ganz verderben, so für alle Fälle, — wenn's am Ende mit Himmel und Hölle doch etwas auf sich hätte. Und auch wegen des Ansehens in der öffentlichen Meinung, und wegen des Geschäftes, und wegen der Kinder, und wegen der Rücksichten auf die Verwandtschaft bis in die äussersten, verschwommensten Grade. Ausserdem: Man bekommt Kinder, — die müssen doch getauft und später konfirmiert werden; man heiratet, — und das kann doch nicht ohne kirchliche Trauung geschehen; es stirbt jemand, — da gehört eine kirchliche Feier zur Bestattung.

Nein, diese Leute denken nicht einen Augenblick daran, aus der Kirche auszutreten; die haben das Zeug zum Freidenker nicht. Darum haben wir in diesem Blatte von jeher den Kirchen gegenüber immer wieder betont: Wir nehmen euch euere Gläubigen (weder die lauen noch die ersten) nicht weg; wir wenden uns an die Suchenden. Denn nur solche sind auf dem Weg zum freien Denken. Wer ausser diesen den Kirchen, vorab der protestantischen, den Rücken kehrt, dem bietet diese zu wenig, wie Prof. Brunner richtig erkannt hat, diese wollen «Religion» faustdick haben und laufen deshalb in die Sekten.

Wir lassen uns also durch die Lamentationen über schlechten Kirchenbesuch und Nachlassen des religiösen Geistes nicht zu der Illusion verleiten, es ergebe sich daraus ein Zustrom zum Freidenkertum. Wir wissen, dass verhältnismässig nur wenige Menschen die wissenschaftlichen Erkenntnisse praktisch als Grundlage ihrer Welt- und Lebensanschauung verwenden und aus der Erkennung der unheilvollen Rolle, die Religion und Kirche in der Kultur- und in der politischen Geschichte gespielt haben, für sich die Verpflichtung ableiten, Teil des Dammes zu sein, der den reaktionären Strom in seine Schranken weisen will.

Dennoch sehen wir ohne Zagen in die Zukunft. Im Getrümmer der zerschlagenen Kultur mottet die Glut des Freiheitswillens, und der Tag wird kommen, wo sie als helle Flamme emporschlagen und die Welt erleuchten wird. Das Wort ist wahr, das Omikron in Nr. 11 des letzten Jahrganges dieser Zeitschrift seinem Artikel vorangestellt hat: *«Es gibt kein Zurück!»*

### Ein sonderbarer Professor der Theologie —

das war Franz Overbeck, und so bezeichnet er sich auch selbst in seinen eben erschienenen Selbstbekenntnissen. (Franz Overbeck: Selbstbekenntnisse. Im Auftrag der Franz-Overbeck-Stiftung in Basel herausgegeben und eingeleitet von Eberhard Vischer.) Overbeck dozierte Theologie an der Universität Basel zur Blütezeit dieser Anstalt, als noch ein Jakob Burckhardt und ein Friedrich Nietzsche an ihr wirkten. Befreundet war Overbeck aber nur mit Nietzsche und dem preussischen Historiker Treitschke.

Warum denn aber sonderbar? Wo liegt denn die Besonderheit und die Sonderbarkeit dieses Theologenlebens? Nun, sie liegt, rein äusserlich und massiv gesprochen, darin, dass Overbeck 27 Jahre lang, von 1870 bis 1897, an der theolo-

gischen Fakultät der Universität lehrt als wohlbestallter Professor für neutestamentliche Theologie und Kirchengeschichte, dass er ganze Generationen zukünftiger Pfarrer und Theologen vor seinem Katheder sitzen hat und auf seine Weise auf sie einwirkt — ohne selbst zu glauben. Und eben so sonderbar ist es, dass dieser Widerspruch entweder gar nicht ruchbar wird oder doch nur so schwach, dass weder die Universität noch die städtischen Unterrichtsbehörden noch auch die Kirche sich zum Einschreiten veranlasst sehen.

Zwar hat Overbeck zweimal versucht, diese schwer erträgliche Lage zu ändern und seiner langmütigen und geduligen Christenwelt zu sagen, dass er eigentlich ungläubig sei. 1873 veröffentlichte er seine Schrift: «Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie». Aber der Versuch, sich verständlich zu machen, ist misslungen und hat bei den Theologen nur Ratlosigkeit und Befremden hervorgerufen. Nicht besser erging es der 2. Auflage dieser Schrift vom Jahre 1903. Die Schuld an diesem Missverständnis liegt ganz wesentlich bei Overbeck selbst, dem es nicht gegeben war, in klarer und entschiedener Weise sich auszudrücken. Bedeutend schärfer und für die Theologen unerfreulicher offenbarte sich die Ablehnung der Theologie und des Christentums in Aufsätzen und Notizen, die erst nach Overbecks Tode von C. A. Bernoulli in dem Sammelbande «Christentum und Kultur» herausgegeben wurden. Diese Schrift neu herauszugeben wäre ein ganz besonderes Verdienst.

Sonderbar ist nun aber auch das vorliegende Buch selbst, denn das Vorwort von Prof. E. Vischer ist entschieden wertvoller und aufschlussreicher als die folgenden Selbstbekenntnisse Overbecks. Mit vornehmer und rückhaltloser Wahrhaftigkeit geht der Theologe Vischer den unklaren und unwahren Vermutungen einiger Theologen zu Leibe, dass im letzten und tiefsten Grunde Overbeck halt doch, noch ein Christ gewesen sei. Die Schrift will dartun, dass Overbeck dem Christentum nicht verfallen war, dass er Theologie und Christentum und Religion in seinem Innern entschieden ablehnte. «Wohl aber ist noch einmal mit allem Nachdruck zu fordern, dass man in Zukunft Overbeck als das erkenne und gelten lasse, was er war, und nicht immer aufs Neue versuche, ihn ohne Grund für sich in Anspruch zu nehmen. Er hat ein Recht darauf und richtet gerade, wenn er nicht umgedeutet wird, auch heute noch an die Theologen und überhaupt alle, die in aller Demut und im Bewusstsein ihrer Unzulänglichkeit, aber in dankbarem Vertrauen auf Gottes Güte und Gnade wagen, sich Christen zu nennen, Fragen, die nicht ernst genug genommen werden können.» (p. 57.) Die Selbstbekenntnisse sind nun aber eine gelinde Enttäuschung. Selten gelingt es Overbeck, in klarer und eindeutiger Weise einen Gedanken herauszustellen, in unzweideutiger Weise seine Stellungnahme zu dokumentieren. Solche Stellen leuchten dann allerdings wie Edelsteine in einem Abfallhaufen; sie lassen schmerzlich erkennen, was Overbeck der geistigen Entwicklung Europas hätte bedeuten können, wenn — — ja, wenn er ein Mann, ein Kämpfer, ein Reformator gewesen wäre. Denn für sich privat hat er mit seltener Klarheit, mit durchdringendem Scharfsinn und schonungsloser Ehrlichkeit das Problem: Wissenschaft und Religion, Erkenntnis und Glaube, Religionswissenschaft und Theologie — bis in seine letzten und bittersten Tiefen durchdacht, hat sich voll und ganz entschieden, und zwar entschieden gegen die Theologie, gegen das Christentum, gegen die Religion. In aller Schärfe und Klarheit kommt das eben zum Ausdruck in «Christentum und Kultur». Der Leser spürt aber auch hier in den Selbstbekenntnissen die unbedingte Ehrlichkeit, anerkennt gerne das stupende Ausmass von kirchengeschichtlichem Wissen, der Leser hat volles Verständnis für das qualvolle Ringen dieses Menschen. Fürchterlich aber ist der Stil. Er ist unklar, verdreht, verwirrt, gewisse Satzungenüsse muss man drei-, viermal lesen, bis man den Sinn verstanden hat. Während des Schreibens legen sich ihm hundert Bedenken und Schwierigkeiten in den Weg, ob er das schreiben soll

*Nichts gereicht einem Staate mehr zum Schaden,  
als dass die Schlawen für klug gelten.*

Francis Bacon.

oder nicht, und alle diese Bedenken laufen nun unversehens in die Feder und auf das Papier. Alle diese Bedenken bekommt nun der Leser aufgetischt — und er wartete doch sehnsüchtig und aufnahmebereit auf das, was der grosse Gelehrte nun zum Problem: Wissenschaft und Religion — so ganz eigentlich, wie man es eben in den Selbstbekenntnissen zu tun pflegt, zu sagen hätte. Davon nun eben erfährt man hier fast nichts. Es ist so, wie Overbeck selbst schreibt:

P. 161: «Alles was ich tue und lasse, verwickelt sich stets mit so viel Ueberlegungen, und dann bin ich wiederum so dürftig mit Talenten, die ans Licht drängen, ausgestattet, dass ich dazu bestimmt war, sehr wenig zu Stande zu bringen. Das gilt namentlich auch von aller meiner Schriftstellerei. Ich bin ein kritischer Träumer.»

Doch seien hier nun auch einige wenige der klareren Stellen angeführt, um dem Leser den uns wertvollen Kern Overbecks zu zeigen:

In einem Brief an Treitschke: «Was Religion anbetrifft, so habe ich keine Hoffnung und weiss nichts zu sagen.»

Auf einem losen Blatt aus der letzten Zeit seines Lebens: «Religion hat keine andere Begründung als Mythos und Sage, d. h. so weit an ihre wissenschaftliche Begründung überhaupt gedacht werden kann, ist sie nur aus Mythos oder Sage zu holen. Aber eben darum taugt Religion zur Menschenerlösung nichts, auch nicht zu einer, die nur auf Herstellung eines reinen und allgemeinen Menschenbundes hinzielte. Denn Sage ist selbst Menschenwerk und nur dieses, und kann daher auch in ihren Wirkungen über die Grenzen der Menschheit nicht hinausgreifen. Der uns Menschen erlösende Menschenbund, dessen wir für unser «Heil», d. h. zu unserer Erhebung aus dem Weltgedränge freilich nicht entraten können, muss seine Gründe durchaus und allein in uns haben. Wissend noch hinzuzutun ist da für uns nichts mehr. Haben wir Erlösung nicht von uns zu erwarten, der Einzelne von sich oder von seiner Gattung, dann ist sie für uns überhaupt unabsehbar. Findet sich aber andererseits der Gedanke an Erlösung unter uns, so kann er auch nur aus unserer Mitte stammen und auch nur darin universell wirken.»

Aus den Selbstbekenntnissen:

«Anfang 1857 legte ich die Gewohnheit des täglichen Abendgebetes vor dem Einschlafen ab, das ich stets bis dahin im Bette knieend verrichtet hatte, schliesslich aus Ekel an einem Akt, bei dem ich immer mehr selbst «abwesend» und nicht herzlich beteiligt zu sein empfand.»

«Und eben darum bleibt es viel strenger wahr, wenn der Wissenschaft die Fähigkeit zugesprochen wird, Religion zu vernichten, als dass sie sie vertreten können soll.»

«Ich habe als Professor der Theologie meinen gründlichen Unglauben auf dem Katheder und in allen meinen Beziehungen zu den mir anvertrauten Schülern für mich behalten.»

«Das Christentum hat mich nie besessen, und nicht eine Stunde habe ich, glaube ich, dem klaren Drange nach Befreiung von ihm widerstanden.»

«Indem das Christentum mir etwas nur noch als wissenschaftliches Problem war, hatte es ganz aufgehört, mir noch zu sein, wozu es in der Welt sein will, als was es in der Welt gilt und womit es Gegenstand religiösen Glaubens ist.»

«Ich habe mit meinem Christentum die Erfahrung gemacht, dass mein Wissen mich um meinen Glauben gebracht hat.»

«Ich habe es nie über den Kinderglauben gebracht. Weiter standgehalten hat mein Glaube nicht.»

«Alles gegenwärtige Trachten nach religiöser Reaktion, nach Wiedereinsetzung des alten Glaubens in sein früheres Ansehen, seine frühere Kraft und Wirksamkeit ist vergeblich und zu einem guten Teil ein Zeichen um sich greifender Erschlaffung und Trägheit... Es hilft nichts, ist man so weit, muss man auch weiter, und wie man es betrachte, es ist unmöglich, einmal gekostetes Licht wie einmal gekostete Finsternis von sich zu werfen... Hat uns der Abfall wirklich alles Licht ausgelöscht, so ist gerade von aller Umkehr am

allerwenigsten wieder Licht zu erwarten, um so gewisser kann es nur vor uns liegen.» Dies einige der Edelsteine!

Trotz allen unseren Einwänden und Einschränkungen muss die Veröffentlichung der Selbstbekenntnisse Overbecks als geistesgeschichtliches und religionswissenschaftliches Verdienst angesehen werden. Das Buch stellt uns alle erneut und mit Nachdruck vor die Frage: Wissenschaft oder Religion — Religionswissenschaft oder Theologie — Wissen oder Glauben? Das Buch stellt uns auch erneut vor eine Entscheidung in dieser Frage. Wollen wir heute noch mit Einzelheiten aus der Naturwissenschaft, aus der Weltgeschichte oder der Psychologie gegen das Christentum ankämpfen, so erschweren wir uns und erleichtern wir dem Gegner den Kampf. Es handelt sich heute nicht mehr um die Teilung der Welt in zwei Teile, von denen der eine der Wissenschaft, der andere dem Christentum vorbehalten bleiben könnte; es handelt sich auch nicht mehr um Grenzstreitigkeiten darüber, was nun der Wissenschaft, was aber der Religion zugehört. Es handelt sich vielmehr um eine Standpunktverschiedenheit, um eine Verschiedenheit im Ausgangspunkt, dem aber immer die ganze Welt, das ganze Sein und nicht nur ein Teil gegenübersteht. Heute betrachten wir die Totalität der Welt entweder vom Standpunkt des Christen aus oder dann vom erkennend-kritischen Standpunkt des Forschers aus. Es gibt da keine Grenzen mehr, wo Wissenschaft aufhört und Glaube anfängt. Der Wissenschaftler prüft eben den Glauben und den Glaubensinhalt und die Glaubensbücher mit genau demselben Recht und genau demselben sachlichen Interesse, mit denen er andere Geistesgebiete wie Recht, Sprache, Kunst, Geschichte u. s. w. durchforscht. Die heftigen Proteste der Gläubigen gegen diese Durchforschung sind dem Wissenschaftler immer nur wieder neue interessante religionswissenschaftliche und religionspsychologische Einzelheiten, aber auf keinen Fall mehr Hindernisse auf seinem unaufhaltsamen Vormarsch zur Totalität. Der Wissenschaftler erkennt und anerkennt auch nur Religionswissenschaft, nicht aber Theologie. Auf alle diese Dinge habe ich in meinen beiden Schriften zum Kampf um die theologische Fakultät an der Universität Basel hingewiesen. Es gibt heute auch erfreuliche Anzeichen dafür, dass diese Erkenntnis langsam an Boden gewinnt und sich durchsetzt, besonders bei Paul Haeberlin im II. Band seiner «Naturphilosophischen Betrachtungen». Er schreibt p. 171: «Theologisch harmlosere Zeiten haben — und dies war wohl nicht immer nur Zeichen unerlaubter Spekulation — den Namen Gottes für das Sein gesetzt. Wir werden uns davor hüten, weil sonst — für unsere weniger harmlose Zeit — der Anschein erweckt würde, als wäre das Seiende identisch mit dem Gott des religiösen Glaubens. Diese Identifikation darf nicht geschehen. So wenig an dieser Stelle die Kluft zwischen beiden — oder etwa ihr «Verhältnis» — gezeigt werden kann, so ist doch soviel selbstverständlich: Erkenntnis hat es mit jenem Gott nicht zu tun und «führt» nicht zu ihm. Darin soll keine Rangordnung zwischen Erkenntnis und frommem Glauben aufgestellt sein: Erkenntnis ist einfach etwas anderes und alle ihre Begriffe liegen auf einer anderen Ebene.»

Gewiss hat Prof. E. Vischer mit seiner Veröffentlichung alles andere im Auge gehabt als die Förderung gerade dieser Einsicht. Es wird sich aber nicht vermeiden lassen, dass das Buch doch die Mitmenschen erneut vor diese Frage und diese Entscheidung stellt. Das allein ist schon wertvoll. Der Name Overbeck wird trotz aller der Unzulänglichkeiten, die ihm anhaften, mit dem ungeheuren geisteswissenschaftlichen Evolutionsprozess, der sich voraussichtlich in den nächsten Jahrzehnten vollziehen wird, immer verbunden bleiben. Als Wissenschaftler und Denker war er der Grösse des Problems gewachsen, er hat es durch seinen bohrenden Scharfsinn und seine rücksichtslose Denkenergie gefördert. Als Mensch und Mann war er der Frage nicht gewachsen. Dass er hier versagen musste, wollen wir beklagen, aber nicht verurteilen. Er hat dazu getan, was in seinen Kräften lag, und ultra posse nemo obligatur.

Dr. Ernst Haenssler.